

Und dann zog ich los,
um Fotos im Garten zu machen,
von nichts Bestimmtem.
—

Einleitung: Meine Geschichte

Als ich 14 Jahre alt war, kaufte mein Vater eine Praktica MTL3-Spiegelreflexkamera mit einem 50-mm-Objektiv. Ich wurde ermahnt, sie unter keinen Umständen anzufassen, mit ihr zu spielen oder sie auch nur anzuschauen – sie war teuer und musste vorsichtig behandelt werden!

Aber natürlich war ich neugierig, und so machte ich mich eines Tages, während meine Eltern den wöchentlichen Einkauf erledigten, auf den Weg nach oben, fand die glänzende silberne Schachtel hinten im Kleiderschrank meines Vaters, packte die Kamera aus und blätterte in der Bedienungsanleitung. Ich lernte, wie man den Film meines Vaters vorsichtig zurückspult und meinen Schwarz-Weiß-Film mit 24 Belichtungen aus der Schule einlegt, und dann zog ich los, um Fotos im Garten zu machen, von nichts Besonderem – es machte mir einfach Spaß, durch das Objektiv zu schauen, die Motive scharf zu stellen und draufloszuklicken. Als ich das Auto in unsere Einfahrt einbiegen hörte, eilte ich nach oben, spulte den Film zurück und legte die Filmrolle meines Vaters wieder in die Kamera ein, wobei ich den Film eilig bis zu der Bildnummer vorspulte, die ich mir gemerkt hatte.

Mein Vater hat nie gemerkt, dass ich mir seine Kamera ausgeliehen habe. Er war immer etwas verwirrt von den Mehrfachbelichtungen, die meine Mutter als Überblendung über einem Baum oder einer Landschaft zeigten, aber er führte das immer auf einen Fehler der Kamera zurück und nicht auf die Unfähigkeit seines Sohnes, richtig zu zählen. Vom ersten Moment an, als ich die Kamera in die Hand nahm, wusste ich, dass ich Fotograf werden wollte.

Meine Lehrer hatten leider ganz andere Vorstellungen. Ich war nicht besonders gut in der Schule, war nie Klassenbester und musste samstags Nachhilfe in Mathe nehmen, um quadratische Gleichungen und Brüche zu verstehen. Mir wurde unmissverständlich gesagt, dass ich nicht das Zeug zum Fotografen hätte: Meine Berufsberater sagten mir allesamt, dass meine schlechten Leistungen in den Hauptfächern darauf hindeuteten, dass ich besser in einer Fabrik oder einem Geschäft arbeiten sollte als in dem hart umkämpften und technischen Bereich der Fotografie.

Ihre Skepsis hat mich wahrscheinlich angespornt. Ich hatte schon immer das Bedürfnis, mich zu beweisen. Ich fand einen Samstagsjob in einem Fotogeschäft, hauptsächlich, um einen Rabatt auf Filme und Kameras zu bekommen. Gleichzeitig belegte ich einen College-Kurs in Kunst und Fotografie, obwohl ich mich schwertat: In der Fotografie-Prüfung der mittleren Reife erhielt ich eine Vier und fiel im Abitur sogar durch! Ich hasste es, in der Schule zu sein.

Ich wollte in der Praxis lernen und von echten Fotografen umgeben sein.

Mein Glück war, dass ich einen Fotografen kennenlernte, der in unserem örtlichen Leichtathletikverein arbeitete und ein Laufmeeting fotografierte. Ich stellte ihm so viele Fragen, dass er mich schließlich unter seine Fittiche nahm. Ich brach mein Kunststudium ab und arbeitete kostenlos mit ihm zusammen, nur um Erfahrungen zu sammeln. Mit der Zeit machte ich mich ziemlich unentbehrlich, und als seine festangestellte Assistentin ging, ergriff ich die Chance, die Lücke zu füllen. So kam es, dass ich im Alter von 18 Jahren Glamour- und Modekalender in Spanien fotografierte und an allen möglichen kommerziellen Aufträgen arbeitete. Endlich konnte ich meinen Traum ausleben.

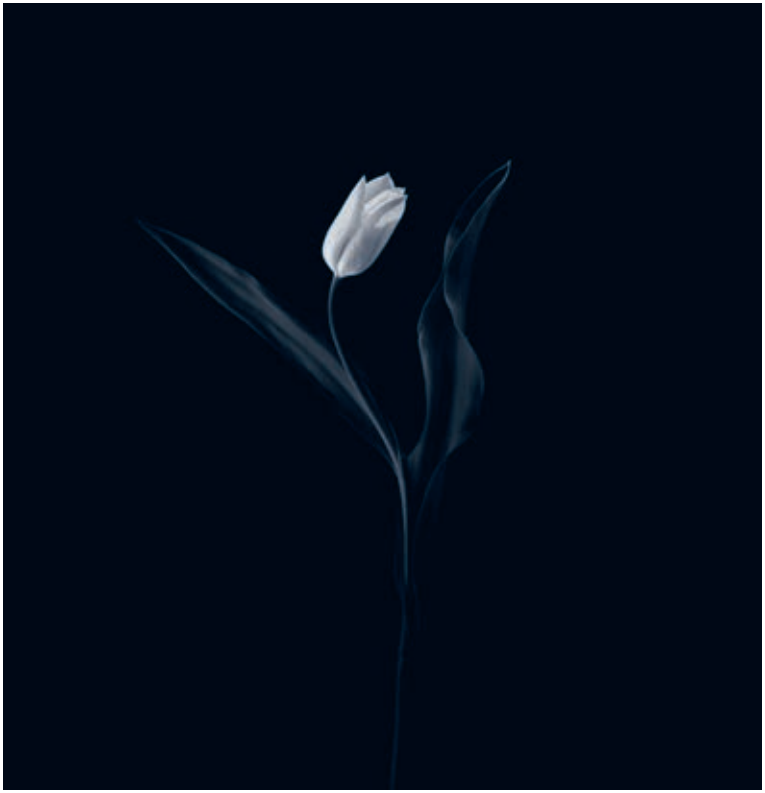
Natürlich ist nicht alles immer nur rosig – letzten Endes gab ich mehr Geld aus, als ich verdiente, und musste schon bald in Begleitung meines Vaters den Bankdirektor aufsuchen. Ich brauchte ein regelmäßiges Einkommen, und als sich eine Stelle beim *Daventry Express* in Northamptonshire in den englischen East Midlands auftat, beschloss ich, sie anzunehmen.

Zu sagen, dass diese Entscheidung mein Leben verändert hat, wäre eine Untertreibung. Ich bekam eine ziemlich ramponierte Nikon FM2, ein paar Objektive, einen erbsengrünen Vauxhall Astra und einen Terminkalender, der mit 15 bis 20 Aufträgen pro Tag in der ganzen Grafschaft gefüllt war. Ich liebte es, meine Arbeit am Ende jeder Woche in der Zeitung abgedruckt zu sehen, und ich wusste, dass es genau das war, was ich tun wollte: Ich wollte an vorderster Front der Nachrichtenfotografie stehen.

Mit etwas Glück und guten Beziehungen fand ich einen Job in einer Presseagentur in Birmingham, die Bilder für die nationale Presse und Zeitschriften lieferte. Ich kletterte auf der Karriereleiter nach oben und wurde stellvertretender Bildredakteur bei den *Manchester Evening News*, dann Redakteur für britische Aufträge bei *Reuters,* und schließlich wurde ich von der *Times* angesprochen. Damit ging ein Traum in Erfüllung. Als ich beim *Daventry Express* anfing, hatte ich eine Liste mit den Dingen erstellt, die ich in meiner Karriere erreichen wollte, und die Arbeit für die *Times* stand ganz oben auf der Liste.

Im April 2004 wurde ich zum Bildredakteur der *Times* ernannt. Ich hatte mein Ziel erreicht und den Gipfel meines persönlichen Berges erklommen. Natürlich stürzte ich mich in diese Aufgabe und arbeitete so viele Stunden, wie ich konnte. Ich war mit einem unglaublichen Team von Bildrechercheuren und Fotografen gesegnet und wollte, dass die *Times* als die Zeitung mit der besten Fotoredaktion Großbritanniens bekannt wurde, und nicht nur als Leitmedium.

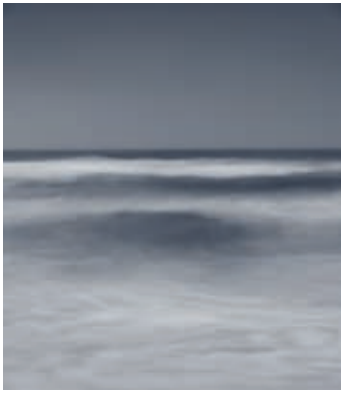
Der Job eines Bildredakteurs bei einer überregionalen Zeitung ist äußerst umfangreich. Jeden Tag galt es, einen Tsunami von Fotos – etwa 20 000 – zu sichten, von denen letztendlich nur etwa 250 verwendet wurden. An einem ereignisreichen Tag wie einer königlichen Hochzeit, der Oscar-Verleihung, den Olympischen Spielen oder der Fußballweltmeisterschaft waren es eher 40 000 bis



Nach und nach verlor ich
aus den Augen, wer ich war.

—





50 000 Fotos. Gleichzeitig musste das Budget eingehalten, mussten Fotografen eingesetzt und zukünftige Projekte geplant werden. Ich hatte das allerbeste Team um mich herum, aber allmählich begann ich, den Druck zu spüren.

In der Welt der Zeitungen wird man erst im Nachhinein beurteilt. Bilder, die von leitenden Redakteuren abgelehnt wurden, wurden einem in konkurrierenden Publikationen vor die Nase gesetzt, mit der Frage, warum wir sie nicht aufgenommen hatten. Leider ist die Welt der Zeitungen voller Toxizität – mit erbitterten internen Machtkämpfen. Lange Arbeitszeiten und immer wieder gestrichene Urlaube forderten ihren Tribut in meinem Privatleben, und nach und nach verlor ich aus den Augen, wer ich eigentlich war.

Im Juli 2008 nahm sich einer meiner Fotografen, Richard Mills, während er in meinem Auftrag in Simbabwe im Einsatz war, das Leben. Ich weiß zwar, dass ich für seinen Tod nicht verantwortlich war, aber dennoch sagte mir einer der leitenden Redakteure damals mitten ins Gesicht: »Du hast ihn umgebracht.«

Das hat mich damals sehr beschäftigt, und das tut es immer noch. Hätte ich etwas anders machen können? Richard lebte und arbeitete von seinem Haus in Schottland aus und schaute gelegentlich im Büro vorbei, wenn er in London gebraucht wurde oder auf dem Weg nach Heathrow war. Immer wenn ich ihn persönlich traf, war er überaus lebensfroh. Ich wusste nicht, dass Richard trotz all seiner Selbstsicherheit mit Problemen zu kämpfen hatte.

Von diesem Zeitpunkt an begann ich, mein Team übermäßig zu beschützen. Ich versuchte es allen recht zu machen. Entlassungswellen und Etatkürzungen führten dazu, dass der Rest meines Teams mehr und mehr Arbeit übernehmen musste. Da alle die Belastung spürten, arbeitete ich bis spät in die Nacht und machte mir Sorgen um die morgendliche Titelseite, um Budgets, Projekte und um meine Ehe.

2011 geriet alles aus den Fugen. Was mit ein paar schlaflosen Nächten begonnen hatte, wurde zu Schlaflosigkeit. Ich fing an, mich selbst zu verletzen, indem ich mich schnitt, um den inneren Schmerz auszudrücken, den ich empfand. Ich verfiel in eine Depression, versuchte aber weiterhin, alles vor allen zu verbergen. Wie viele Männer in meinem Alter und mit meinem Hintergrund versuchte ich, einfach weiterzumachen. Doch dann, eines Morgens auf dem Weg ins Büro, kam ich bis zu einem Café in St. Katherine Docks und konnte keinen weiteren Schritt mehr machen.

Ich war in Tränen aufgelöst, atemlos, mein Blick verschwommen. Ich wusste nicht, was vor sich ging.

Ich wurde für eine gewisse Zeit von der Arbeit freigestellt, und als ich ins Büro zurückkehrte, hatte sich nichts geändert, außer dass ich nun als angeschlagen galt und auch so behandelt wurde. Ich beschloss, die *Times* zu verlassen und räumte schließlich, nachdem ich am 30. Dezember 2011 meine Kündigung eingereicht hatte, das Büro.

Wenn ich geglaubt hatte, dass es von da an besser werden würde, hatte ich mich völlig getäuscht. Die Arbeit bei der *Times* hatte mich definiert und gefestigt. Jetzt war ich verloren und hatte mich von allem, was ich gewesen war und erreicht hatte, entfernt. Zudem war meine Ehe kurz vor Weihnachten desselben Jahres gescheitert: Meine Frau hatte mich zusammen mit unserem kleinen Sohn verlassen.

Ich hatte das Gefühl, mich mitten in einem Sturm zu befinden. Die Welt um mich herum schien sich zu schnell zu drehen, und ich hatte ständig das Gefühl, zu ersticken. Selbstverletzungen gehörten nun zu meinem Alltag. Ich wusste nicht mehr, wer ich war oder was ich wollte. Ich hatte das Gefühl, dass ich versagt hatte. Die Lehrer in der Schule, die mir gesagt hatten, dass ich es als Fotograf nicht schaffen würde, hatten recht gehabt. Ich hatte meinen Traumjob erhalten und ihn verlassen, meine Ehe war gescheitert, und ich konnte es nicht ertragen, mit meinem Sohn zusammen zu sein, vor lauter Angst, er könnte mich als Versager betrachten.

Und so fasste ich den Plan, mir das Leben zu nehmen. Mein erster Versuch war so gedacht, dass er wie ein Fahrradunfall aussehen sollte. Ich fuhr in die französischen Alpen und radelte im strömenden Regen den Col de la Croix de Fer hinauf. Mein Plan war es, den Gipfel zu erreichen, dann umzudrehen und wieder hinunterzufahren, ohne die Bremsen nachzuspannen. Ich wusste, dass ich, sobald ich auf der Abfahrt eine scharfe Kurve erreichte, vom Rad fliegen würde und das Ergebnis als tragischer Fahrradunfall bezeichnet werden würde. Die Leute würden eine Weile traurig sein, aber wenigstens würde meine Lebensversicherung zahlen.

Oben angekommen hielt ich an und trank einen Kaffee in dem kleinen Café dort. Gerade als ich den Kaffee ausgetrunken hatte, rief meine Mutter an. »Mach keine Dummheiten!«, sagte sie. Ich fuhr mit der langsamsten Geschwindigkeit, die ich je gefahren bin, den Berg hinunter, unter Tränen, innerlich gebrochen.

Das zweite Mal versuchte ich 2013, meinem Leben ein Ende zu setzen, dieses Mal in Beachy Head in East Sussex. Ich hatte einen genauen Plan: Ich würde zum Klippenrand gehen, so tun, als würde ich Fotos machen, und wenn keiner auf dem nahegelegenen Fußweg unterwegs war, würde ich springen. Dieses Mal hat meine Mutter nicht angerufen. Ich habe einen starken Glauben an Gott, aber in diesem Moment hatte ich das Gefühl, dass selbst er mich nicht retten konnte.

Ich stand da und weinte, bat um Vergebung und wollte gerade einen Schritt nach vorne machen, als ein Mann auftauchte und fragte, ob es mir gut ginge, ob er mir helfen könne oder ob ich reden wolle. Meine ganze Energie verpuffte, und ich weinte, wie ich es noch nie zuvor getan hatte. Ich habe keine Ahnung, woher er kam oder wie er hieß,



Ich nutzte die Fotografie, um mit ihrer Hilfe meine Genesung voranzutreiben. Ich fotografierte Blumen, was mir vor allem dabei half, mir über den Zustand meiner Gefühle klar zu werden und darüber, wer ich war.

—





aber sein Eingreifen hat mich davon abgehalten, etwas zu tun, was meine Familie und meine Freunde am Boden zerstört hätte.

Danach bekam ich Besuch von der Polizei und vom Sozialen Dienst. Es wurden ein Pflege-, ein Notfall- und ein Genesungsplan erstellt, und die Ärzte, Therapeuten und Krankenschwestern des Staatlichen Gesundheitsdienstes (NHS) erwiesen sich als großartige und unvoreingenommene Helfer. Meine Therapeutin beispielsweise half mir dabei, all die Dinge anzuschauen, die zu diesem Moment auf der Klippe geführt hatten. Da es mir schwerfiel, über meine Gefühle zu reden, bat sie mich, über eines meiner Bilder zu sprechen, und das führte zu der wichtigen Erkenntnis, dass ich meine Gefühle am besten durch meine Fotografie ausdrücken konnte.

Zur Unterstützung meiner Gesundheit nutzte ich die Fotografie vor allem auf zwei Arten. Eine davon war die Langzeitbelichtungsfotografie: Bei dieser Technik wird der Verschluss für eine lange Zeit offen gelassen, was zur Folge hat, dass das Wasser geglättet wird, die Wolken verschwimmen und die Bilder eine weiche, ruhige, fast meditative Wirkung entfalten. Zum anderen habe ich Blumen fotografiert, was mir vor allem dabei half, mir über den Zustand meiner Gefühle klar zu werden und darüber, was ich dachte, wer ich war.

Meine Therapeutin ermutigte mich, Listen mit Dingen zu erstellen, die mir auffielen, Dinge, die mich zum Lächeln brachten. Sie erklärte mir, wie wichtig es ist, sich nicht mit anderen zu vergleichen, sondern sich von Moment zu Moment mit der Absicht zu bewegen, vollkommen präsent zu sein. Mir ging ein Licht auf: Ich musste die Dinge fotografieren, die mir auffielen und mir kleine Freuden bereiteten. Ich musste der Welt um mich herum Aufmerksamkeit schenken, nicht zurückblicken auf das, was geschehen war, sondern den gegenwärtigen Moment mit Dankbarkeit und Liebe zu schätzen wissen.

Seit dieser Zeit habe ich eine achtsame Herangehensweise an meine Fotografie entwickelt. Bei diesem Ansatz geht es darum, langsamer zu werden, den Druck wegzunehmen, ein bestimmtes Ergebnis zu erzielen, und die Freude am gesamten Prozess zu genießen, wenn einem etwas ins Auge fällt und man innehält, um ein Foto zu machen.

Der Schlüsselbegriff bei all dem ist »meine Fotografie«. Ich habe nicht den Drang, anderen mit meinen Bildern zu gefallen – ich fotografiere nur, was mir Spaß macht. Wenn ich in den sozialen Netzwerken nicht viele Likes bekomme, ist das in Ordnung – heutzutage nutze ich Instagram als persönliches Tagebuch, in dem ich aufschreibe, was mir zum Zeitpunkt des Fotografierens durch den Kopf ging.

Die Macht der Fotografie, die uns hilft, langsamer zu werden und aufmerksamer zu sein, hat nicht nur mein Leben verändert – sie hat mein Leben gerettet.

1

Fotografie & Achtsamkeit



»Man kann ein gutes Foto nicht erzwingen.
Es bietet sich an. Es ist das Motiv,
das einen berührt. Mit Gewalt entsteht
kein ergreifendes Foto.«

—

Henri Cartier-Bresson

Eine Praxis der achtsamen Fotografie

Bei Achtsamkeit geht es darum, im Augenblick präsent zu sein.
Diese Praxis ist derzeit en vogue, aber sie ist nicht neu.

Die Wurzeln der Achtsamkeit reichen bis in den Hinduismus und Buddhismus zurück, und ihre Lehren gelangten nach und nach in den Westen durch Lehrer wie Jon Kabat-Zinn, die ihre wichtigsten Prinzipien auf die westliche Kultur und Lebensweise übertragen haben, um den Stress der Menschen zu reduzieren und ihnen zu helfen, inneren Frieden zu finden. Obwohl Achtsamkeit in der religiösen Kultur des Ostens verwurzelt ist, wird sie im Westen weitgehend auf säkulare Weise gelehrt – man muss nicht gläubig sein oder sich für Religion interessieren, um ihre Prinzipien anzuwenden.

Kabat-Zinn definiert Achtsamkeit folgendermaßen: »Auf eine bestimmte Art und Weise, mit voller Absicht, im gegenwärtigen Moment, aufmerksam sein, ohne zu urteilen.« Können Sie sich etwas anderes vorstellen, das so perfekt zur Fotografie passt? Meine Definition von Achtsamkeit in der Fotografie ist sogar noch einfacher: Sie bedeutet, dem, was und wo man ist, Aufmerksamkeit zu schenken, ohne Bewertung oder Ehrgeiz.

Wenn Fotografen wie Henri Cartier-Bresson von der Erfahrung des fotografischen Augenblicks sprechen, so ist dies eine achtsame Herangehensweise an Fotografie. Nach dieser Auffassung werden Fotografien weder gemacht noch aufgenommen. Sie werden vom Fotografierenden empfangen, der aufmerksam ist und die einzigartige Schönheit eines flüchtigen Augenblicks wahrnehmen kann, weil er nicht auf ein vorgefasstes Ergebnis fixiert ist. Beim achtsamen Fotografieren geht es darum, neugierig zu sein – Fragen zu stellen, von denen die meisten das Warum betreffen. Warum inspiriert mich das? Warum ist das faszinierend? Warum habe ich an dieser Stelle angehalten?

Für viele Menschen geht es bei der Fotografie um die Suche nach Perfektion, und alles wird an diesem unerreichbaren Maßstab gemessen, während sie versuchen, über die Social Media ein immer größeres Publikum zufriedenzustellen. Aber das Leben, die Menschen, die Natur sind nicht perfekt. Sie sind vollkommen unvollkommen und aufgrund ihrer Einzigartigkeit schön, faszinierend und inspirierend.

Achtsame Fotografie basiert auf Akzeptanz, Dankbarkeit und Ungebundenheit. Wenn wir an ein bestimmtes Ergebnis oder eine Reihe von Kriterien gebunden sind – wie z. B. Licht- oder Wetterbedingungen, das Aussehen eines Motivs, unser Wunsch nach Reichtum, Ruhm oder Auszeichnungen –, laufen wir Gefahr, das zu übersehen, was sich direkt vor unseren Augen befindet. Wenn wir all diese Dinge aber hinter uns lassen, können wir offener



auf die Welt zugehen, was wiederum unsere Kreativität steigert.

Angesichts meines Hintergrunds als Nachrichtenfotograf geht es mir bei der Fotografie darum, einen bestimmten Moment möglichst exakt wiederzugeben. Ich sage nicht, dass es falsch ist, eine Szene oder ein Bild vor oder nach der Aufnahme zu manipulieren, aber für mich besteht das Ziel darin, das zu würdigen, was vorhanden ist, anstatt sich mehr von besserem Licht, einem weiteren Baum usw. zu wünschen.

Kontemplative Fotografie führt nicht nur zu Zufriedenheit mit den eigenen Ergebnissen. Je besser Sie die Welt um sich herum beobachten, desto mehr werden Sie zu schätzen wissen, wie reichhaltig das Leben ist. Wenn Sie beginnen, das zu akzeptieren, was die Natur vorgibt, hilft Ihnen das, die eigene Unvollkommenheit anzunehmen. Wenn man über einen längeren Zeitraum aufmerksam ist und Fotos macht, beginnt man vielleicht sogar, an der Bedeutung von Begriffen wie »Makel« und »Unvollkommenheit« zu zweifeln.

Wahrscheinlich haben wir alle schon einmal ein Bild gesehen, das wir für wirklich großartig halten, oder wir haben eine Vorstellung davon, wie unsere perfekte Aufnahme aussehen würde, aber der Vergleich unserer Arbeit mit einem idealen Standard bringt oft Enttäuschung und Verlust der Freude an unserem Handwerk mit sich. Bei der Achtsamkeit in der Fotografie geht es nicht darum, irgendeinen realen oder imaginären Standard zu erreichen. Vielmehr geht es darum, zu lernen, den Prozess an sich zu genießen.

Natürlich werden Sie einige Bilder mehr mögen als andere – und das ist okay. Wenn ich unterwegs bin und fotografiere, wähle ich anschließend zu Hause mein Lieblingsbild aus. Die Beleuchtung, die Atmosphäre, die Komposition – all diese kleinen Dinge können dazu führen, dass Sie ein Bild als Ihr bestes des Tages auswählen, und es lohnt sich, sich die Zeit zu nehmen und zu überlegen, warum Ihnen ein Bild besser gefällt als ein anderes. Was nicht hilfreich ist, ist, Ihre Bilder als »gut« oder »schlecht« zu bezeichnen, denn das reduziert den gesamten Prozess auf eine vereinfachende Bewertung.

Wenn man die Beurteilung aus der Fotografie verbannt, fängt man an, Bilder zu machen, die einen beglücken, und man wird sich der Dinge bewusst, die einen faszinieren und inspirieren. Das Bild wird fast schon irrelevant für den gesamten Prozess an sich.

Stellen Sie sich vor, Sie fahren zu einer bekannten Fotolocation, um ein bestimmtes Bild zu machen. Sie haben es vorher geplant, die Sonne berechnet, die Wettervorhersage



»Seien Sie selbst völlig still, ganz im Augenblick,
bis das Objekt Ihrer Aufmerksamkeit
Ihre Anwesenheit akzeptiert.«

—

Minor White



Alle möglichen zufälligen, scheinbar
gewöhnlichen Dinge werden zu
den außergewöhnlichsten Motiven
Ihrer Fotografie.

—



geprüft, Karten studiert … alles, aber als Sie dort ankommen, ist es bewölkt. Sofort geraten Sie in eine Abwärtsspirale der Unzufriedenheit und haben das Gefühl, dass Sie Zeit und Energie verschwenden.

Stellen Sie sich nun vor, Sie sind am Ort des Geschehens angekommen und der Himmel ist bewölkt, aber statt der Flut der Gefühle von Enttäuschung, betrachten Sie die Szene, öffnen Ihren Geist und genießen die Tatsache, dass Sie angekommen sind. Sie sitzen dort mit Ihrer Kaffeetasse und lauschen den Vögeln, und als Sie bemerken, dass der Wind durch die Gräser weht, sind Sie fasziniert von deren Bewegung und dem Zwitschern der Vögel. Irgendwann schlendern Sie hinüber, um die Gräser näher zu betrachten, und schließlich zücken Sie Ihre Kamera, um dieses Phänomen, diesen Moment, der Sie auf einzigartige Weise anzieht, zu fotografieren.

Ob das Foto einen Preis gewinnt oder in den Social Media viele Likes bekommt, ist nicht wichtig. Sich im Moment erfüllt zu fühlen, die Erfahrung zu genießen und ein Bild zu machen, das dem ähnelt, was die eigene Aufmerksamkeit erregt hat, sind die beglückendsten Gründe, ein Fotograf zu sein.

Ein weiterer Vorteil dieser Herangehensweise besteht darin, dass sie zu originellen Arbeiten führt, anstatt die immer gleichen Ansichten der immer gleichen ermüdenden Orte zu reproduzieren. Man lässt sich von den Schatten an der Wand oder von der Bewegung der Blätter an den Bäumen anregen, und alle möglichen zufälligen, scheinbar gewöhnlichen Dinge werden zu den außergewöhnlichsten Motiven Ihrer Fotografie.

Ein achtsamer Prozess

Meine Arbeitsweise ist immer die gleiche, und der Prozess beginnt, bevor ich das Haus verlasse. Ich überprüfe meine Tasche, um sicherzugehen, dass alles drin ist, was ich brauchen könnte, und damit ich genau weiß, wo ich alle Utensilien finden kann. Je besser man vorbereitet ist, desto weniger Ablenkung entsteht durch das Herumfummeln an der Ausrüstung und das Suchen nach Dingen an der Fotolocation.

Nach der Ankunft verbringe ich gerne erst einmal eine Weile ohne meine Kamera. Als Berufsfotograf beginne ich sofort, eine Szenerie im Hinblick auf ihr fotografisches Potenzial zu untersuchen, ohne den anderen 80 Prozent meiner Sinne Zeit zu geben, sich auf die Veränderung des Tempos und der Umgebung einzustellen. Ich schließe gerne die Augen, sitze oder stehe still und lasse mich auf alle Eindrücke ein. Manchmal schreibe ich alles auf, was ich wahrnehme,

